

Die Gefahr der zu schnellen Antworten

INTERVIEW MIT ANDREAS FOITZIK

Andreas Foitzik ist Erziehungswissenschaftler. Seit vielen Jahren arbeitet er bei adis e.V. Tübingen als Trainer, Berater und Autor im Feld der diskriminierungskritischen Bildungsarbeit und ist Sprecher des „Netzwerks rassismuskritische Migrationspädagogik“. Dieses Netzwerk hat in den letzten Jahren immer wieder darauf hingewiesen, dass sich die Soziale Arbeit und Pädagogik – und eben auch die Kinder- und Jugendarbeit – im Auftrag ihrer Adressat*innen zu gesellschaftlichen Diskursen positionieren muss.

Die Fragen stellte Claudia Stoye, Projektmitarbeiterin „connect – migrations-sensible und menschenrechtsorientierte Ansätze in der Jugendhilfe sichern/transfieren“ der AGJF Sachsen.

Claudia Stoye: Du warst im Februar einer der Initiator*innen des Aufrufes de Netzwerks rassismuskritische Migrationspädagogik „Wie das Reden über Migration das Schweigen über gesellschaftliche Herausforderungen organisiert“¹. Darin kritisiert ihr die Zuspitzungen der politischen und medialen Diskurse um Migration und Asylgesetzgebungen im damaligen Bundestagswahlkampf, wolltet aber auch im „eigenen professionellen Handeln einen bewussteren Umgang mit der aktuellen Migrationsdebatte anregen“. Was war damit genau gemeint?

Andreas Foitzik: Hintergrund dieses Aufrufs war die eskalierende Debatte, wie wir sie nach den schrecklichen Attentaten in Magdeburg und Aschaffenburg erlebt haben. Es gab in der Folge dann große Kundgebungen, in denen viele Menschen versucht haben, der gesellschaftlichen Polarisierung etwas entgegenzusetzen. Neben diesen öffentlichen Stellungnahmen scheint es uns aber auch wichtig, sich darüber Gedanken zu machen, wo wir selbst achtsam sein müssen, dass sich mächtige gesellschaftliche Narrative nicht in unserer Arbeit reproduzieren. Konkret: Wie schaffen wir es als Team in einem Jugendhaus, als Schulsozialarbeiter*innen, als Streetworker*innen etc. unseren Adressat*innen so zu begegnen, dass wir nicht schon zu wissen glauben, wer sie sind, bevor wir wirklich in Kontakt gekommen sind. Dies ist immer eine Herausforderung, weil unser Denken ja immer auch von Bildern beeinflusst ist, die in Medien und Diskursen über bestimmte Gruppe angeboten und reproduziert werden. Aber es ist eben eine besondere Herausforderung in Zeiten, in denen diese Bilder in diesem Maße emotionalisiert und zugespitzt werden.

Claudia Stoye: Kannst du uns dafür ein Beispiel geben?

Andreas Foitzik: Das Bild von Geflüchteten wird ohnehin stark assoziiert mit Gewalt und Kriminalität. Geflüchtete werden medial wenig als Subjekte mit ihrer jeweiligen Geschichte wahrgenommen, sondern als Masse, die „unsere“ sozialen Systeme überlastet, die nur nach dem eigenen Vorteil schaut und vor denen „wir uns“ in Acht nehmen müssen. Ich möchte das an einem aktuellen Beispiel erklären, um ein Muster deutlich zu machen, dass ich auch für die Kinder- und Jugendarbeit als Risiko sehe. Nach der ohne Zweifel schrecklichen Messerattacke in Aschaffenburg wurde in Teilen des medialen Diskurses in den ersten Tagen der Hintergrund der Tat schnell sehr einseitig mit dem Fluchthintergrund des Täters erklärt. Der Täter wurde vorwiegend als „Flüchtling aus Afghanistan“ dargestellt. Es stand zunächst nicht die individuelle Lebenssituation des Täters im Fokus. Seine Tat wurde begründet mit Bezug auf seine Kultur. Die politischen Antworten auf die Tat waren daher eine Verschärfung der Asylgesetzgebung und die Ermöglichung von Abschiebung in Krisen- und Kriegsgebiete. Auf eine Art – und das ist der Punkt für eine Reflexion dieser Ereignisse für unseren Kontext – gab es Antworten, bevor Fragen gestellt wurden.

Nun war von Anfang bekannt, dass der Täter psychisch krank war und dies vermutlich für diese Tat ein wesentlicher Hintergrund war. Aus einer professionellen migrationspädagogischen Perspektive frage ich mich, wie das möglich sein konnte. Warum wurde nach dieser Tat nicht eine Diskussion über die psychotherapeutische Versorgung von

traumatisierten Geflüchteten geführt? Es wäre zu einfach, dies als Manipulation durch Politik oder Medien zu erklären, denn diese können ja nur funktionieren, wenn die Narrative bei den Empfänger*innen auf einen fruchtbaren Boden fallen.

Claudia Stoye: Und was bedeutet das konkret für die Offene Kinder- und Jugendarbeit?

Andreas Foitzik: Erstmal müssen wir ja davon ausgehen, dass Kolleg*innen in der Jugendarbeit nicht per se die besseren Menschen sind. Wir sind alle auch beeinflussbar durch die ständige Wiederholung von Zuschreibungen. Wenn wir als Kolleg*innen in der Kinder- und Jugendarbeit ebenso von gesellschaftlichen Narrativen beeinflusst werden, besteht auch hier die Gefahr, dass die Bilder über die Adressat*innen dazu führen, dass wir aufhören Fragen zu stellen, weil wir schon eine plausible Erklärung für ein bestimmtes Verhalten im Kopf haben. Dies ist besonders dann gefährlich, wenn sich Zuschreibungen in Verhaltensweisen der Adressat*innen bestätigen; wenn beispielsweise ein geflüchteter Besucher eines Jugendhauses tatsächlich gewalttätig wird.

Chimamanda Ngozi Adichie benennt das in ihrem bekannten Ted-Talk „The Danger of a Single Story“ sehr griffig: „Das Problem an Vorurteilen ist nicht, dass sie falsch, sondern dass sie unvollständig sind“. In einer professionellen Kinder- und Jugendarbeit können wir uns das nicht leisten. Gerade wenn sich Vorurteile zu bestätigen scheinen, müssen wir beginnen, weitere Fragen zu stellen.

Claudia Stoye: Kann nicht die langjährige Erfahrung in der Arbeit mit einer bestimmten Gruppe auch gegen diese gesellschaftlichen Narrative immunisieren, weil ich die einzelnen Personen gut kenne?

Andreas Foitzik: Ja und Nein. Erstmal ein klares Ja. Wir haben ja das Phänomen, dass gerade in Gegenden, in denen wenig Geflüchtete leben, die Ablehnung gegen sie am größten ist. Dies deutet darauf hin, dass der reale Umgang mit einer Gruppe hilft, die einzelnen Menschen eben nicht mehr nur als Gruppe wahrzunehmen.

In einer Fortbildung in einem Jobcenter ging es um die Beratung von Frauen, die ein Kopftuch tragen. Während die älteren Kolleg*innen sehr ehrlich über ihre stereotypen Bilder zu Frauen mit Kopftuch reflektierten, meinte ein jüngerer Kollege etwas irritiert, dass er gar nicht verstehe könne, über was die anderen reden. In seiner kompletten Schullaufbahn und im Studium waren immer auch Mitschüler*innen bzw. Mitstudierende mit Kopftuch in seinem Freundeskreis. Er würde sie überhaupt nicht als Gruppe wahrnehmen. Die älteren Kolleg*innen dagegen hatten in ihrem privaten Umfeld alle so gut wie keine Begegnungen mit bedeckten Frauen gehabt.

Das bedeutet, dass auch in der Kinder- und Jugendarbeit bei neuen Adressat*innen-Gruppen das Risiko von „Single Stories“ größer ist.

Claudia Stoye: Du siehst aber auch ein Risiko, wenn schon länger Erfahrung mit einer Gruppe vorhanden ist?

Andreas Foitzik: Ja. Die Übernahme von stereotypen Bildern kann in Arbeitssituationen, die als überfordernd erlebt werden, auch entlastend sein. Wenn in der Gesellschaft viele soziale Probleme mit der gesellschaftlichen Überforderung durch eine vorgeblich zu große Zuwanderung erklärt werden und die Probleme mit Abschiebung gelöst werden sollen, wird damit auch von den eigentlichen Ursachen abgelenkt. Diese Figur kann unbewusst auch in Alltagssituationen übernommen werden. Ich erlebe das immer wieder in Fortbildungen in Schulen, aber auch in der Jugendarbeit. Die Kolleg*innen machen eine engagierte Arbeit und versuchen allen Kindern und Jugendlichen gerecht zu werden. Aber sie sind bereits am Rande ihrer Kapazitäten. Wenn dann eine neue Gruppe dazukommt, die aufgrund ihrer Lebenssituation eine besondere Aufmerksamkeit bräuchte, merken sie, dass sie aufgrund zu geringer Ressourcen weder der neuen Gruppe noch – in Folge – den anderen Kindern und Jugendlichen mehr gerecht werden. In dieser Situation können mediale Diskurse, wie wir sie beschrieben haben – auch unbewusst – ein Ausweg sein. Es kann dann „leichter“ sein, die Gruppe als Ursache für die eigene Überforderung zu sehen und ihren Ausschluss als Lösung zu sehen, als sich für mehr Ressourcen einzusetzen. Es geht mir hier nicht um eine Gleichsetzung beispielsweise eines Ausschlusses aus dem Jugendhaus – für den es ja immer auch gute Gründe geben kann – mit einer Abschiebung. Es geht mir um das dahinterliegende Denkmuster.

Claudia Stoye: *Wie könnte ein professioneller Umgang mit einer solchen Situation aussehen?*

Andreas Foitzik: Neben der Reflexion der eigenen Bilder bleibt uns nur, uns eine suchende und fragende Haltung zu bewahren. Eine Unterstützung dafür kann das „Brillenmodell“ bieten. Welche Brille haben wir auf, wenn wir in einer konkreten Situation mit einem für uns problematischen gewalttätigen Verhalten eines jungen männlichen Geflüchteten konfrontiert sind? Die gesellschaftlich nahegelegte Kulturbrille bietet hier einfache und schnelle Antworten. Der Blick mit der Kulturbrille kann aber dann fruchtbar sein, wenn ich damit nicht vorgefertigte Bilder über „Anderere“ reproduziere, sondern die Sozialisationsbedingungen und -erfahrungen einer konkreten Gruppe beschreibe. Was gilt dem Jugendlichen als normal? Auf welche kollektiven Bilder (z. B. von Familie oder Schule) und Ideen greift er zurück, wenn er das eigene Handeln und die Welt um sich erklärt?

Mit der Migrationsbrille stellen sich andere Fragen: Wie geht er mit der Herausforderung um, dass durch die Flucht die Grundsicherheit des Alltagshandelns in vielen Lebensbereichen verloren gegangen ist? Dass soziale Netze sich verändern? Das tägliche Erleben, nicht selbstverständlich dazugehören, macht verletzlich. Solche Verunsicherungen, Alltagserfahrungen in der Aufnahmegesellschaft, Brüche in den Lebensbiografien werden je nach Lebenssituation und Persönlichkeit unterschiedlich verarbeitet.

Ein wichtiges Korrektiv für den Blick mit der „Kulturbrille“ ist die Berücksichtigung der sozialen Lage der Person. Die soziale Brille fragt nach den Auswirkungen von sozialer Teilhabe auf die Handlungssituation. Die Rassismusbrille nimmt die Erfahrungen von Rassismus und Diskriminierung als Hintergrund für das Handeln der Jugendlichen in den Blick.

Mit der Genderbrille können wir sehen, wie das Verhalten des Jugendlichen in Zusammenhang steht mit der Aufgabe, unter den oft eingeschränkten Möglichkeiten eine eigene Männlichkeit zu entwickeln. Welche Rolle spielen biografische Erfahrungen von physischer und struktureller Gewalt? Kann Gewalt auch als der Versuch gelesen werden, sich als Mann zu spüren, wenn einem nichts mehr bleibt als der eigene Körper?

Die Subjektbrille fokussiert die einzelne Geschichte, die jeweiligen individuellen Erfahrungen und individuellen Verarbeitungen der Erfahrungen, die individuellen Wünsche und Bedürfnisse. Jede einzelne Perspektive für sich wird der konkreten Handlungssituation nicht gerecht.

Jede Perspektive kann den Blick öffnen auf spezifische Herausforderungen und Belastungen sowie auf Handlungsstrategien und somit auch auf Ressourcen und Kompetenzen der Jugendlichen.

¹ Netzwerk Rassismuskritische Migrationspädagogik BW (2025): „Wie das Reden über Migration das Schweigen über soziale Herausforderungen organisiert“. Eine migrationspädagogische Stellungnahme. www.rassismuskritik-bw.de/aufruf2025



Andreas Foitzik – adis e. V. – Antidiskriminierung, Empowerment, Praxisentwicklung